

# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

32.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[December 7, 1855.]

## Der Biber und seine Wohnung.



Der außerordentliche Instinkt, welchen der Biber in der Freiheit entwickelt, ist lange ein Gegenstand der Bewunderung gewesen; aber wie immer, hat sich auch manches Uebertriebene und Unrichtige den Nachrichten, die wir davon haben, beigemischt. Was Erzeugniß seines Naturtriebes war, wurde auf Rechnung des Nachdenkens gesetzt. Statt seine Arbeiten mit denen der Biene, der Ameise zu vergleichen, schrieb man ihm die Thätigkeit des denkenden Menschen zu. Zuerst trug die Zeit das Ihrige hierzu bei, wo der Biber arbeitet. Er ist nämlich von Natur furchtsam und achtet auf Alles, was ihm Nachtheil bringen kann; meist ist er daher nur in der Nacht thätig, und wer konnte ihn da genau beobachten? Dann kommen die meisten Nachrichten über ihn von Pelzhändlern und Indianern, bei denen sich Unwissenheit und Leichtgläubigkeit die Hand boten. Das Beste, was über ihn geschrieben wurde, findet sich in Dr. Johann Godman's Naturgeschichte Nordamerikas, und aus ihr ist das Folgende mitgetheilt.

Wenn man den Biber obenhin ansieht, so gleicht er einer recht großen Ratte. Allein er ist, bei näherer Vergleichung, mit einem viel dickern, breiteren

Kopfe ausgestattet, welcher oben flach ist. Dann hat er einen breiten, schuppigen Schwanz, der ihn von allen andern Geschöpfen unterscheidet. Wo er in der Gefangenschaft oder einzeln lebt, ist er ein unruhiges, ja vielmehr dummes Thier, ungefähr wie ein zahmer Dachs. Er lernt nothdürftig seinen Herrn kennen und kommt, wenn man ihn ruft, und verträgt sich mit den übrigen Hausthieren. Nur in völlig unabhängigem Zustande entwickelt er jenen hohen, so oft bewunderten Grad des Instinktes, der sich besonders auf zwei Gegenstände bezieht: 1) auf die Bauart seiner Wohnung; 2) auf die Wahl des Ortes dazu. Er sieht, in Betreff des letztern, stets darauf, Wasser zu finden, das nie ganz bis auf den Boden friert, und kann er keine solche tiefe Stelle treffen, so führt er einen Damm auf, der dem Wasser den Abfluß verwehrt. Den Damm bauet er sich aus Stämmen und Zweigen von kleinen Birken, Weiden, Pappeln, Maulbeerbäumen u. s. w. Schon früh im Sommer wird das Bauholz niedergehauen und von der Mitte oder dem Ende des Augusts an beginnt er den Bau seiner Wohnung selbst. Man findet oft acht Zoll starke Bäume von ihm abgenagt, und fünf bis sechs Zoll starke sind nicht selten. Zugleich hauet

er sie ab, so daß sie in's Wasser fallen und dann dahin schwimmen, wo sie ihm vornehmlich sind. Dst ist die Gegend in der Nähe seines Dammes so voll Baumstumpfe, daß man, mit dem Daseyn der Biber unbekannt, glauben könnte, die Art des Menschen sey hier thätig gewesen. Die Gestalt, welche er seinem Damme giebt, ist nach den Umständen verschieden: er läßt ihn gerade laufen, wenn der Fluß sanft und still dahin gleitet, und giebt ihm eine bedeutende Krümmung, mit der Spitze nach der Strömung gerichtet, wenn diese stark ist. Mit den Stämmen und Zweigen mischt er Schlamm und Steine, und da mit der Zeit diese letztern sich verbinden, die Stämme und Zweige aber Wurzel fassen und ausschlagen und sich so vereinen, so wird der Bau stark genug, daß demselben das Wasser nicht schadet, das Ganze aber endlich ein sehr regelmäßiges Ansehen gewinnt. In gleicher Art erbauet er sich auch die Wohnung, mit Rücksicht auf die Zahl derer, welche darin den Winter zubringen wollen. Kreuzweise und horizontal häuft er Zweige und Erde und Steine übereinander und sorgt nur dafür, daß in der Mitte eine Höhle bleibt, die eine regelmäßige Wand erhält, indem er die nach innen vorstehenden Zweige abnagt. Alles, was er dazu braucht, trägt er mit den Vorderpfoten herbei. Dst findet man Stroh oder Gras in den Wänden dieser Wohnungen, ohne daß aber darüber etwas Anderes, als der Zufall entschieden hätte. Der breite Schwanz dient, um die horizontale Schichtung der Materialien zu fördern und die Verbindung inniger zu machen, indem sie darauf schlagen, gleichwie mit einer Maurerkelle. Die ganze Hütte wird mit Schlamm überzogen und wenn der Frost diese durchdringt, bekommt der Bau eine noch größere Festigkeit. Das Schlagen mit dem Schwanz behält dieß Thier auch in der Gefangenschaft bei, ohne daß es dabei den geringsten Zweck hätte, und da der Biber beim Bauen seiner Hütte ihn nicht minder thätig seyn lassen wird, so darf man natürlich den Vergleich mit der Maurerkelle nicht zu weit treiben. Mit der Zeit werden die Wohnungen so hart, daß sie nicht ohne eiserne Werkzeuge zerstört werden können, und man wird sich darüber um so weniger wundern, wenn man weiß, daß die kegelförmige Decke in der Spitze wohl 4 bis 6 Fuß dick ist. Der Eingang in die Höhle ist immer unter dem Wasser, und möglichst weit vom Lande entfernt. An der Höhle arbeiten nur die, welche darin im Winter wohnen wollen, mit einem Worte, die zu einer Familie gehörigen Individuen; der Damm aber ist das Produkt allgemeiner Thätigkeit, an ihm nimmt die ganze Kolonie Antheil, da er allen Wohnungen zum Vortheile gereicht. Alles, was wir mittheilten, zeigt, wie kunstreich sich der Instinkt des Bivers ausdrückt; daß er aber durchaus nicht dem überlegen ist, was Biene, Ameise, Wespe und so manches andere Insekt sehen läßt. Der vereinzelt Biber, wie man ihn in Polen und Rußland und in andern Ländern findet, zeigt von diesem Instinkte nichts. Er gräbt sich nur eine Höhle am Ufer und richtet sich hier so gut ein, als er kann. Da dem Biber so sehr nachgestellt wird, so findet man auch schon in den amerikanischen Flüssen viele solche Einsiedler, wie man sie nennen könnte, die auf die künstlichen Bauten ihrer Vorältern verzichtet haben. Sie begnügen sich mit einer Menge Höhlungen, die in regelmäßiger Ferne von einander liegen, und in welchen sie Zuflucht suchen, wenn sie in der eigentlichen Wohnung aufgestört wurden.

Die Hauptnahrung des Thieres ist die Rinde von

Eichen, Weiden, Birken, Pappeln, und, im Nothfalle, Fichten. Sie tragen davon zum Winter einen Vorrath ein. Auch Wurzeln von einigen Wasserpflanzen genießen sie. Der Biber wirft zwei bis fünf Junge, und ihre Stimme soll, wenn sie schreien, der eines weinenden Kindes täuschend ähnlich seyn. Ausgemachter ist es, daß sie beim Spielen sich äußerst possirlich gebehren. Dem Kapitän Franklin erzählte ein Bewohner der Hudsonsbai, daß er fünf dergleichen gesehen habe, die sich bald von einem Baumstamme in's Wasser hinabstießen, bald wieder hinaufkletterten und tausend Kurzweil trieben. Er hatte sich herbeigeschlichen, Feuer auf sie zu geben, allein die unschuldigen Spiele erinnerten ihn so lebhaft an die seiner Kinder, daß es ihm wehe that, ihnen das Leben zu rauben, und er sich entfernte.

Der Biber lebt viel in dem Wasser; er kann gut untertauchen, aber muß doch, um Athem zu schöpfen, bald wieder heraufkommen, und wird so die Beute des Menschen. Die Indianer, welche auf seinen Fang ausgehen, spüren erst seine Wohnung aus, wozu allerdings Gewandtheit gehört. Da die Jagd im Winter vornehmlich vorgenommen wird, weil das Fell nur in dieser Jahreszeit Werth hat, so geht der Jäger mit einer Lanze, die unten mit Eisen beschlagen ist, längs dem Ufer und stößt auf das Eis; aus dem Schalle kann er leicht abnehmen, wo sich eine Biberhöhle befindet. Er stößt dann ein Loch in's Eis, groß genug, einen Biber durchzulassen. Auf dem Ufer forschen indeß die Weiber nach den Bauen der Biber und suchen diese zu zertrümmern, was, wie schon erinnert, nicht ohne Mühe geschieht. Die aufgeschreckten Thiere eilen unter das Wasser, unter dem Eise hin und werden dann bald bemerkt, bald getödtet, so wie sie Luft zu schöpfen genöthigt sind. Die Menge dieser so getödteten Thiere ist außerordentlich groß, da gar keine Schonung geübt wird, und so allerdings am Ende das ganze Geschlecht ausgerottet werden wird. Von der Hudsonsbai-Kompagnie wurden im J. 1820 allein 60,000 Pelze verkauft. Daher hat der Ertrag dieses Artikels doch schon bedeutend abgenommen. An den Ufern der in den obern und mittlern Missouri fallenden Flüsse sieht man kaum noch einzelne dieser Thiere, und an der Hudsonsbai werden sie jährlich seltner.

Die am Missouri und Mississippi wohnenden Indianer fangen den Biber meist mit Fallen, welche ihnen von den amerikanischen Pelzhändlern geliehen werden, theils um die Jäger in Abhängigkeit zu erhalten, theils ihnen ihre Beute sicher abkaufen zu können. Der Biber hat aber einen feinen Geruch und es gehört daher große Kunst dazu, ihn zu berücken. Die Lockspeise wird von ihm selbst genommen. Es ist das sogenannte Bibergeil (Castoreum), eine fettige, in einer Bauchdrüse enthaltene, den Aerzten als krampfstillendes Mittel wohlbekannte Masse, die nach Einigen nur beim männlichen, nach Andern bei beiden Geschlechtern vorkommt. — Im Winter ist der Biber sehr fett, im Sommer aber desto magerer vom Arbeiten und vom Säugen der Jungen. Eben so hat das Fell dann gar keinen Werth.

## Das Dampfschiff.

### 1. Geschichte der Erfindung desselben.

Statt unsern Lesern eine ausführliche Erörterung der Erfindung des Dampfschiffs und der aufeinander-

der folgenden Verbesserungen seines Mechanismus nach den vor uns liegenden Dokumenten, Aktenstücken und Zeitungsartikeln zu geben, und diese mit einer Beurtheilung über die Echtheit derselben zu begleiten, dürfen wir uns hier nur darauf beschränken, eine gedrängte Erfindungsgeschichte dieses so höchst merkwürdigen Kommunikationsmittels zusammenzustellen. Schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts, noch lange vor der Anwendung der Dampfkraft als eines Fortschaffungsmittels wurde der Engländer Jonathan Hull für eine Erfindung patentirt, bei welcher der Dampf zwar nicht die Rolle eines mittelbar wirkenden Agens (bewegender Kraft) spielt, welche jedoch geeignet war, einen aufmerksamen und nachdenkenden Mann zu der großen Entdeckung zu führen, welche erst spätern Zeiten vorbehalten seyn sollte. Hull sagt so: „An einem angemessenen Orte eines Bootes bringe ich ein bis auf zwei Drittheile mit Wasser gefülltes, oben verschlossenes Gefäß an; das in den Zustand des Siedens versetzte Wasser verdünnt sich zu Dampf; dieser durch ein langes, cylindrisches Gefäß geführte, und am Ausgange wieder zu Wasser verdichtete Dampf läßt ein Vakuum (leeren Raum) zurück, und nöthigt die atmosphärische Luft, auf das Gefäß zu drücken, und wird einen in dem Zylinder angebrachten, vom Dampfe gehobenen Stempel wieder niederdrücken, grade wie es bei Newcomen's Maschine geschieht, mit welcher er Wasser durch Anwendung des Feuers hebt. Hull's Patent datirt sich vom Jahre 1736. Um die gradlinigte Bewegung in eine kreisförmige zu übertragen, schlägt der Patentirte den in solchen Fällen üblichen Mechanismus des Krummzapfens vor. Es wurden jedoch der praktischen Einführung dieses Mechanismus zahllose Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und namentlich soll ihm der Admiraltätssecretär Trenshar das Gesuch, auf inländischen Strömen Schiffe dieser Art ins Leben treten zu lassen, rund abgeschlagen haben, und dieses vornehmlich aus dem Grunde, weil die von dem Schaufelrade (es wurde schon von Savary 1698 statt der Ruder vorgeschlagen) hervorgebrachte heftige Bewegung des Wassers auf die Uferbauten nachtheilig einwirken müßte. Trenshar hatte Hull zu einem in Gegenwart einer Prüfungscommission anzustellenden Verhöre eingeladen, dessen Ausgang, wie wir schon bemerkten, eine abschlägige Antwort auf Hull's Gesuch war, wiewohl dieser mit bewundernswürdigem Scharfsinne allen ihm von Seiten Trenshar's entgegengestellten Schwierigkeiten und Einwendungen siegreich auszuweichen suchte. —

So blieb die Sache bis zum Jahre 1781, wo, nach einem im Journal des Debats enthaltenen Artikel zu schließen, Jouffroy mit einem vom Dampfe getriebenen 140 Fuß langen Schiffe Versuche auf der Saone in der Nähe der Stadt Lyon gemacht habe. Der bald erfolgte Ausbruch der französischen Revolution soll jedoch der Fortsetzung seiner Arbeit und der Verfolgung seines Planes, das Dampfschiff in allgemeinen Gebrauch zu bringen, hinderlich gewesen sein.

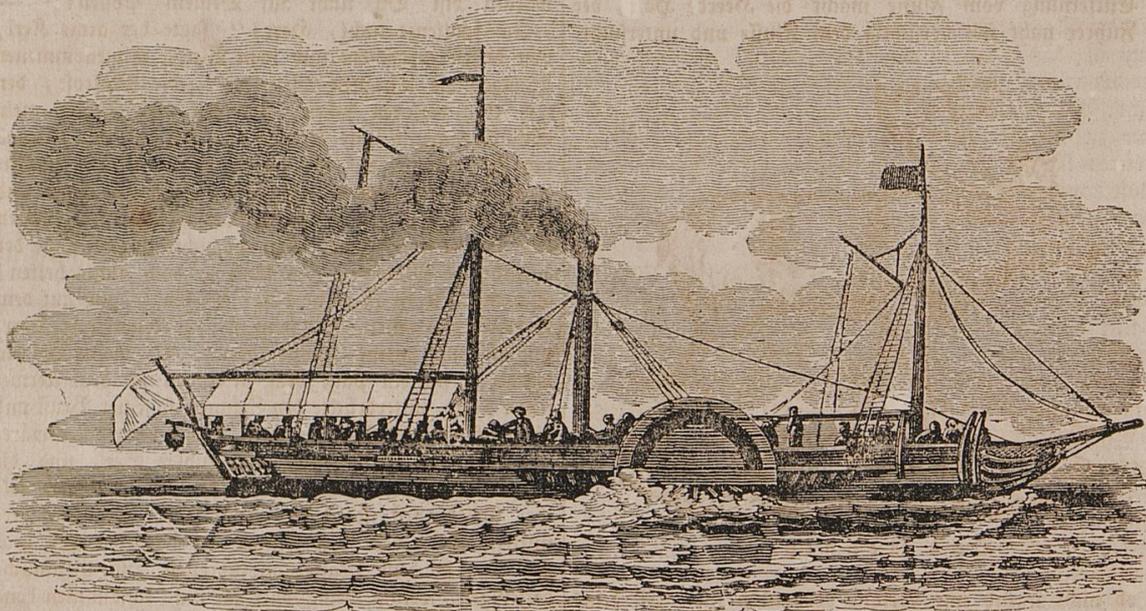
Als kurz nach seiner Zurückkunft nach Frankreich Jouffroy in den Zeitschriften die Publikation eines dem Herrn de Blanc für die Erbauung eines Dampfschiffes von der Regierung verliehenen Patentes fand, appellirte er an die Directorialregierung, welche wegen Ueberhäufung mit augenblicklich wichtigern Geschäften die Berathung über seine Angelegenheiten sehr lange verschob. Noch während er die Entscheidung seiner Klage erwartete, trat der Amerikaner Fulton mit seiner Erfindung auf, welche ihm jedoch de Blanc nicht

nur streitig zu machen suchte, sondern auch der praktischen Anwendung derselben in Frankreich sich entgegenstellte. De Blanc begnügte sich mit dem von Fulton ihm gegebenen Versprechen, daß er keineswegs beabsichtige, das von ihm verfertigte Dampfschiff in Frankreich einzuführen.

Wenn man Fulton's Erzählung seiner Erfindungsgeschichte glauben beimessen darf, so geht daraus hervor, daß die Anregung zur Anwendung der Dampfkraft auf das Fortbewegen der Schiffe nicht durch schon gemachte Versuche veranlaßt wurde, und daß er, der als alleiniger Erfinder gilt, weder von Jouffroy noch von de Blanc etwas wußte. Nach seiner eigenen Aussage wurde Fulton durch folgenden Umstand auf die gewaltige Expansivkraft (elastische Ausdehnungskraft) des Wasserdampfes aufmerksam gemacht: „Ich kochte einst Wasser zum Thee,“ erzählt er, „und bemerkte, daß der Dampf den Deckel hob und mit sichtbarer Gewalt sich den Ausgang bahnte. Ich verschloß jenen zu wiederholten Malen, die Erscheinung wiederholte sich wie vorhin. Endlich belastete ich ihn mit einem Gewichte, welchem der Dampf keinen Widerstand leistete und den Kessel zersprengte.“ Eine amerikanische Zeitschrift enthält eine von Fulton in geselligen Kreisen oft mündlich mitgetheilte Erzählung über den ersten Versuch, den Dampf als schiffstreibendes Agens anzuwenden: „Da ich zu New-York mein erstes Dampfboot baute, betrachtete man mein Unternehmen als die Ausgeburt meiner Träumerei. Ich ging oft auf der Schiffswerfte, wo mein Boot gezimmert wurde, auf und nieder, und machte mir ein Vergnügen daraus, mich Gruppen von Neugierigen, ohne mich zu erkennen zu geben, anzuschließen. Diese Leute kamen fast alle Tage, um meine Arbeiten in Augenschein zu nehmen, und um mein neues Schiffsbewegungssystem zu prüfen. Wie manches Gelächter habe ich da auf meine Unkosten ertragen müssen! Wie manche bittere Bemerkungen und anmaßende Berechnungen über mein Vorhaben, welches man für durchaus ungereimt hielt, kamen da zum Vorschein! Die Gespräche des Tages drehten sich nur um Fulton's Schwärmerei. Nie hörte ich auch nur ein Wort, welches mir hätte Ermuthigung einflößen können. Der Tag, wo der erste Versuch angestellt werden sollte, war endlich gekommen. Ich lud mehrere meiner Bekannten ein, an Bord zu gehen, um der Probe beizuwohnen. Die geringe Anzahl Freunde, welche sich wirklich eingestellt hatte, schien meiner Einladung mit sichtbarer Ungeneigtheit und nur aus persönlichen Rücksichten gegen mich Folge zu leisten. Die Maschine war neu und von Leuten gebaut, denen diese Gattung Arbeit durchaus fremd war. Ich selbst war besorgt und verhehlte mir keineswegs die Schwierigkeiten, welche sich im Augenblicke der Ingangsetzung in den Weg legen konnten. Meine Freunde, welche auf der Brücke gruppenweise beisammen standen, bemühten sich vergeblich, ihre innere Unruhe zu verbergen, ich selbst begann schon zu verzweifeln. Auf ein gegebenes Zeichen bewegte sich das Boot eine kleine Strecke, blieb aber plötzlich stehen; unmöglich war es, dasselbe augenblicklich wieder in Gang zu bringen. Auf allen Seiten erhebt sich ein lautes Murren, auf allen Mienen herrscht die lebhafteste Bewegung und Unruhe: Ich sagte es Ihnen gleich, hieß es, daß es so kommen mußte, und daß Sie sich in ein thörichtes Unternehmen eingelassen haben. Ich beruhigte jedoch das Publikum und bat, mir noch eine halbe Stunde Geduld zu vergönnen, mit dem Versprechen, nach Ver-

laufe dieser Frist das Boot in eine anhaltende Bewegung zu bringen. Das Hinderniß, welches den Fortgang der Maschine hemmte, lag allein in einem schlechtgefügten Theile derselben. Ich räumte es bald weg, und das Boot setzte seinen Weg fort. Kaum, daß meine im Boote befindlichen Freunde sich dem Publico zeigen wollten, zweifelte man immer fort, daß der Versuch nach Belieben wiederholt werden könnte. Es wollte ihnen auch gar nicht einleuchten, daß diese Erfindung von erheblichem Nutzen seyn werde.“ Diesen Versuch machte er 1807, nachdem er schon ähnliche auf der Seine bei Paris angestellt hatte, die jedoch das Publicum zu keinen hohen Erwartungen veranlaßte. Ob Fulton von den Arbeiten Souffroy's und de Blanc's, oder von dem schon 1794 von Miller zu Dalswinton verfertigten Modelle eines Dampfschiffs Kunde hatte,

dürfte schwerlich entschieden werden. An diesem Modelle hatte ein einsichtsvoller und nachdenkender Mechaniker Symington gearbeitet. Er construirte 1801 nach demselben ein zur Binnenschiffahrt bestimmtes Boot, welches zwischen den Flüssen Forth und Clyde verkehrte; allein die heftige, durch das Schaufelrad hervorgebrachte Fluctuation des Wassers wirkte zerstörend auf die Kanalufer, daher er bald diese Bestimmung seines Dampfbootes aufgab. Seine Maschine hatte die eigenthümliche Einrichtung, daß der in horizontaler Lage sich bewegende Cylinder auf Friktions- oder Unterlage-Rädern ging. — Das erste Dampfboot, welches das atlantische Meer besuhr, war die Savannah. Es legte den Weg von New-York nach Liverpool in 20 Tagen, jedoch nicht ganz mit Hilfe der Dampfkraft zurück.



D a s D a m p f s c h i f f.

In Europa baute Dawson das erste Dampfboot. 1802 ging in England zwischen Glasgow u. Greenack ein Dampfboot als regelmäßige Wasserdiligence. 1813 erschien das erste Dampfboot auf der Themse. Die zwischen England und mehreren Städten des Festlandes, nämlich Paris, Hamburg, Köln verkehrenden Dampfschiffe wurden 1816 etablirt. Das zwischen Köln und Mainz kommunizirende datirt von 1825, das auf der Donau von 1818. In Frankreich wurde das Dampfboot 1821 eingeführt.

Wie schwunghaft die allgemeine Einführung der Dampfbootfahrt in England nach der Anerkennung ihres außerordentlichen Nutzens betrieben wurde, kann man aus dem Umstande entnehmen, daß die Anzahl der in dem Zeitraume von 1813 bis 1823 in Verkehr gesetzten Dampfboote sich auf 160 belief. Unter diesen hat der im Jahre 1823 gebaute Soho 120 Pferdekraft; der St. George und St. Patrick haben jeder 110 Pferdekraft; mehrere unter ihnen haben deren 100; 45 Schiffe haben 40 — 100 Pferdekraft, und die übrigen weniger als 40.

Jetzt segelt eine Anzahl von Dampfbooten in Nordamerika; sie sind das Verkehrsmittel der entferntesten

Ortschaften in den Freistaaten, und ohne sie würde die Ansiedelung daselbst nur sehr langsam von Statten gehen. — Welch einen außerordentlichen Einfluß die Dampfbootfahrt auf die Civilisation Irlands hatte, dafür mögen folgende Thatsachen einen Beleg geben. Ein Segelschiff gebrauchte, um von Liverpool nach Dublin zu steuern, durchschnittlich 10 Tage; man hat Beispiele, daß Ueberfahrten 3 Wochen währten. Irland setzte an England Naturerzeugnisse, und vorzüglich Eier und Butter ab, welche Artikel gewöhnlich durch Großhändler in großen Quantitäten aufgekauft wurden. Jetzt, da die Ueberfahrt in 14 Stunden zurückgelegt wird, ist der unmittelbare Verkehr nicht nur in den Kleinhandel übergegangen, sondern die Waaren werden auch zu viel geringern Preisen, und, was vorzüglich beachtenswerth ist, ganz frisch verkauft. Jetzt liefert Irland Geflügel und Schlachtvieh aller Art gegen englische Industrieartikel. So schlingt das Dampfboot um nahe und entfernte das schönste Band, schöner und enger als das Band politischer Verträge, das Band des Verkehrs und Handels.

(Der Beschluß folgt.)

### Die Rennthierjagd in Sibirien.

Das Heimathland der Rennthiere ist Sibirien. Hier lebt es in ablo'en Heerden und nährt sich von

dem weichen Moose, welches unter dem Schnee verborgen ist. Sein feiner Geruchssinn leitet es an diejenigen Stellen, wo dieses Moos wächst, und seine breiten, schaufelförmigen Geweihe dienen ihm dazu, den

Schnee wegzuschaffen. Zur Zeit des Sommers, wo in den südlichen Gegenden der Schnee schmilzt und die Mücken und Bremsen ihnen hart zusetzen, ziehen sie in Herden von mehreren Tausenden nach dem Norden und kehren erst mit dem Herannahen des Herbstes in ihre vorigen Weideplätze zurück. Auf diesen sehr regelmäßigen Zügen verfolgen sie die geradeste Straße, und selbst die breitesten Ströme sind für sie kein Hinderniß. Dieß benutzen die Bewohner Sibiriens, um auf diese Thiere Jagd zu machen. Da ihnen diejenigen Stellen gar wohl bekannt sind, an welchen die Rennthiere regelmäßig durchzuschwimmen pflegen, so sammeln sie sich daselbst, verstecken sich im Grase oder in ihren leichten Booten und erwarten die Ankunft der Rennthiere. In zahllosen Herden erscheinen diese, geführt von einem männlichen Rennthiere. In einiger Entfernung vom Flusse macht die Herde Halt, der Führer naht sich vorsichtig dem Flusse und untersucht,



Das Renntier.

ob nicht irgend eine Gefahr vorhanden ist. Ist keine Gefahr vorhanden, so kehrt der Führer zu der ihn erwartenden Herde zurück, und nun beginnt der allgemeine Durchzug. Doch kaum sind einige Tausend im Flusse, so stürzen die Jäger mit einem gewaltigen Geschrei aus ihrem Verstecke hervor und beginnen ein allgemeines Schlachten. Viele Thiere enden in diesem Kampfe, getroffen von den kurzen Lanzen der Jäger, werden von dem reißenden Strome mit fortgerissen, aber von den unterhalb des Kampfplatzes aufgestellten Booten aufgefangen und an das Ufer geblöst; andere Rennthiere, nur verwundet, flüchten auf nahe Sandbänke oder erreichen das Ufer, wo sie sich aber sehr bald verbluten. Ist das Gemekel beendet, so werden die im Strome sogleich getödteten Rennthiere zu gleichen Theilen vertheilt, diejenigen aber, welche durch Verblutung auf Sandbänken oder an den Ufern verenden, fallen demjenigen zu, der sie verwundet hatte; daher suchen auch die Jäger ihre Stöße so einzurichten, daß sie die Thiere nur verwunden, nicht aber sogleich tödten. — Nicht immer sind diese Kämpfe für die Jäger gefahrlos: die Boote stürzen um, die Jäger werden von den Thieren, denen der Rückzug abgeschnitten ist, schwer verwundet, oder werden im allgemeinen Gedränge unter das Wasser gedrückt und ertrinken. Dieß hält sie aber nicht ab, im Herbst bei der Rückkehr der Thiere den Kampf von Neuem zu beginnen.

## Der Matrose.

Als wir einst auf dem Endymion auf der Höhe von Terceira kreuzten — erzählt Kapitän Hall — fiel ein Matrose über Bord und ertrank. Wie leicht zu erachten, entstand eine Verwirrung und ein Suchen; nachdem man aber vergebens gesucht hatte, wurden die Boote aufgewunden und die Matrosen zusammengerufen, um mehr Segel beizusetzen. Ich war Offizier des Vorderkastells; als ich mich umsah, ob jeder auf seinem Posten wäre, vermiste ich einen von denen an der Vorderstenge. In demselben Augenblicke bemerkte ich, daß einer sich unter dem Buge des Lichters zwischen einem Boote und den Vorstengen dem Anscheine nach verstecken wollte. „Hillo,“ rief ich, „wo bist Du? was machst Du da, Du Faulenzler? warum bist Du nicht auf Deinem Posten?“ — „Ich faulenze nicht, Herr!“ sagte der arme Kerl, von dessen gefurchten und vom Wetter mitgenommenen Wangen die Thränen rollten — „der Matrose, den wir eben verloren haben, war seit zehn Jahren mein Schüßelkamerad und Freund.“ Ich bat ihn reuevoll um Verzeihung, daß ich ihn in einem solchen Augenblicke hart angefahren, und hieß ihn hinuntergehen und den Rest des Tages in seinem Raume bleiben. „Lassen Sie es gut seyn, Herr, 's macht nichts aus,“ sagte der gutmüthige Matrose; „es kann ja doch nichts helfen! Sie meinten es ja nicht böse; ich bin so gut auf dem Verdecke, wie unten. Wilhelm ist doch einmal fort, Herr, und ich muß meine Pflicht thun.“ Bei diesen Worten wischte er sich ein Paar Mal die Augen mit dem Ärmel seiner Jacke, unterdrückte den Schmerz in seiner Brust und ging auf seinen Posten, als wenn Nichts vorgefallen wäre.

Fast um dieselbe Zeit war ruhige See, und die Mannschaft badete sich neben dem Schiffe. Bei solcher Gelegenheit ist es gebräuchlich, ein Prallsegel vermittelst Seile von den Armen der vorderen und großen Raa in dem Wasser auszubreiten, zum Gebrauche derjenigen, welche wenig oder gar nicht schwimmen können und doch baden wollen, was für alle zur See Fahren so sehr nothwendig ist. Ein halbes Duzend Schiffsknaben, Bursche, die von der so vortrefflichen und patriotischen Seegesellschaft an Bord geschickt werden, plätscherten in dem Segel umher und wagten sich sogar bisweilen darüber hinaus. Einer der kleinsten dieser Buben, aber nicht der kleinstmüthigste unter ihnen, den seine geschickteren Gefährten wegen seiner Furchtsamkeit verspotteten, überschritt kühn die vorgeschriebenen Grenzen. Noch war er aber nicht viel weiter, als seine eigene Länge auf der freien, bodenlosen See, als den armen Jungen der Muth verließ, und mit seinem Vertrauen auf sich selbst verlor er auch die Kraft, den Kopf über dem Wasser zu halten; er sank also schnell hinunter, zur sprachlosen Bestürzung der andern Knaben, die natürlicher Weise dem ertrinkenden Kinde keine Hilfe leisten konnten.

Der Kapitän des Vorderkastells, ein schlanker, zierlicher, junger Mann, stand auf dem Schafte des Nothankers, den Rücken an die Taue des Hauptmastes gelehnt, mit verschränkten Armen und den wohlgefirnigten Kannevaschut so tief in's Gesicht, daß es schwer war zu sagen, ob er wach war, oder im Sonnenscheine schlummerte. Der Matrose jedoch wachte die ganze Zeit hindurch über die junge Gesellschaft mit Aufmerksamkeit, und da er wohl aus ihrer Tollkühnheit ein Unglück befürchtete, rief er ihnen von Zeit zu Zeit Vorsicht zu, was sie aber ganz und gar nicht beachteten. Zuletzt blieb er still und dachte bei sich, mögen sie er-

trinken, wenn sie Lust haben; ich werde ihnen keine Hilfe leisten. Aber nicht sobald erblickte er die unter sinkende Figur des verwegenen Kleinen, als er, nach Taucherart, die Hände über den Kopf zusammenschlägt und sich ins Wasser wirft. Der arme Junge war so plötzlich untergesunken, daß er bereits ein Paar Klaftern tief war, ehe er von dem Matrosen erhascht wurde, welcher mit dem bestürzten Kleinen bald hervorkam und ihn grade unter seine Gesellschaft in den Bauch des Segels warf. Da der vordere Segel in's Wasser hing, so kletterte der triefende Matrose, vermittelst desselben, nach seiner vorigen Stelle, schüttelte sich wie ein neufundländischer Hund, sprang auf's Verdeck und schritt über das Vorderkastell, um sich umzukleiden.

An der Spitze der Leiter wurde er von dem Seeoffizier angehalten, der, auf der Fallreepstreppe sitzend, auf die Schwimmenden Acht hatte und Zeuge des ganzen Vorganges war. Dieser sagte nun zu dem Matrosen: „Du hast sehr wohl gethan, Bursche, und verdienst wohl ein Glas Grog. Sage dem Proviantmeister der Konstabler-Kammer, daß ich ihm befehle, Dir einen starken Nordwestlichen zu füllen.“ Das Anerbieten des Kriegsmannes war gut gemeint, aber tölpisch angebracht, wie es wenigstens Jakob dachte, welcher bloß den Kopf neigte und von ihm entfernt in Lachen ausbrach und zu den um ihn Befindlichen sagte: „Glaubt etwa der Herr, daß ich für die Rettung eines Knaben ein Glas Grog nehmen werde?“

### Das Gedächtniß, und Wunder des Gedächtnisses.

Die Ausbildung des Gedächtnisses ist eben so nothwendig, als jene des Verstandes, und doch sieht man sie nur zu oft als überflüssig an, obgleich schon die Alten sagten, daß wir nur so viel wüßten, als wir im Gedächtnisse behielten. In unsern Zeiten, wo die Masse des Wissenswerthen alle Tage wächst, ist die Vervollkommnung des Gedächtnisses noch notwendiger, als sonst; allein die Bildung des Verstandes muß ihr theils vorausgehen, theils sie begleiten: denn was man nicht versteht, das behält man nicht; was man nicht begriffen hat, das verliert sich schnell wieder aus dem Gedächtnisse; dieses ist das Vermögen in uns, Vorstellungen leicht aufzunehmen und zu behalten und sie schnell zurückzurufen, und zwar mit dem Bewußtseyn, daß wir sie schon gehabt haben. Diese Eigenschaften eines guten Gedächtnisses werden durch zweckmäßige Uebungen erhöht und vervollkommenet. Was uns in der Anschauung vorkommt und von dem Verstande eingesehen wird, das nehmen wir leicht in's Gedächtniß auf und bewahren es mit Liebe. Man gehe von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzteren fort; wenn keine Anschauung in der Wirklichkeit vorhanden ist, so wähle man eine im Bilde; man verbinde damit Ordnung, Deutlichkeit, Lebendigkeit, Theilnahme und die Nützlichkeit der Sache, und wir behalten das, was wir lernen, getreu im Gedächtnisse und retten es vor der Vergessenheit durch lange Zeiten hindurch. Eigennamen, Zahlen, schreibe man sich auf, lese sie oft durch und das Gedächtniß behält sie. Gedanken und Ideen untersuche man nach ihren Ursachen, Wirkungen, Verhältnissen und ihrem Nutzen, und sie bleiben uns in der Erinnerung. Desters rufe man sich absichtlich das zurück, was man gesehen, gehört u. s. w. hat, und richte seine Aufmerksamkeit selbstbeliebig auf das, was sie umgiebt oder mit ihnen in Verbindung steht, und das Gedächtniß bekommt eine Festigkeit, eine

Geschicklichkeit und Stärke im Aufnehmen, Fassen, Behalten und Zurückrufen der Vorstellungen von Gegenständen, welche in der That in Ersäunen sehn.

Das Gedächtniß ist die Vorrathskammer für unser Nachdenken; unser Wissen ist leer, unser Nachdenken unfruchtbar, wenn wir nicht aus derselben das Aufbezuhrte mit Einsicht hervorlangen können. Geisreich wird der Gedanke, der durch einen Reichthum von Kenntnissen befruchtet wird; heilsam die Lehre, welche das Beispiel verlebendigt; unterhaltend das Gespräch, dem ein glückliches Gedächtniß zu Gebote steht. Also bilde, vervollkomme und schärfte man das Gedächtniß vorzüglich in früher Jugend und man bringt es weit in den Wissenschaften, wenn damit ein kräftiger Verstand verbunden ist, wie man im Leben Nützliches und Herrliches schafft.

Die Natur scheint jedoch einige Menschen mit einem vortrefflichen Gedächtnisse begabt zu haben, als Andere. Einige merken 20 bis 30 Wörter, die man ihnen vorsagt, und sagen sie augenblicklich in derselben Reihenfolge her. In seinen Universitätsjahren kannte der Einsender dieses einen jungen Mann, welcher die Aeneis des Virgil und mehrere Gesänge der Ilias des Homer auswendig hersagen konnte. Manche lesen ein Gedicht von Schiller kaum zwei Mal durch und schon wissen sie es auswendig. Mehrere vermögen die angehörte Predigt ziemlich vollständig wieder herzusagen. Wird der Verstand, als das Erste und Nothwendigste im Menschenleben, nicht beeinträchtigt und leidet die Urtheilskraft nicht dabei an Taft und Gediegenheit, so ist ein solches Gedächtniß eine herrliche Gabe. Pius von Mirandola konnte 2000 Wörter vor- und rückwärts hersagen, ohne Eines auszulassen. Magliabecchi, der im Anfange des 18. Jahrhunderts lebte, lieset eine Schrift im Manuskripte durch; sein Herr thut, als ob dieselbe verloren worden sey: was that nun Jener? Er sagte sie ihm vom Anfange bis zum Ende auswendig her. Ein Knabe, der vor mehreren Jahren in der Wetterau lebte, konnte die ganze Bibel wörtlich auswendig hersagen. Er las in der Bibel, während seine Kameraden spielten, und so übte er sein Gedächtniß.

Solche Leute mit außerordentlichem Gedächtnisse, sagt Kant (s. d. Menschenkunde. 1831), sind zwar gut, Andern an die Hand zu gehen, aber die Urtheilskraft wird unter einer so ungeheuern Last von Materialien erdrückt. Der große Vorrath von Kenntnissen unterdrückte bei Saunderson alles Urtheil, so daß er sich vornahm, um immer scharf nachzudenken, eine Kubikwurzel mit 12 Zahlen in Gedanken auszugiehen. Es ist ein sehr großes Glück, ein ausgedehnetes Gedächtniß zu haben; noch nöthiger aber ist, daß Urtheilskraft dabei sey; denn sonst verliert dasselbe allen Werth. Dies beherzigte auch der berühmte Philosoph Bonnet in Genf, der zwar ein außerordentliches Gedächtniß, aber auch eine sehr geübte Urtheilskraft besaß. Er behielt 25 Seiten und 45 Paragraphen eines Buches wörtlich im Gedächtnisse, das er schrieb. Auch andere berühmte Männer verbanden einen trefflichen Verstand mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse. Hugo Grotius behielt alles, was er las, im Gedächtnisse. Einst wohnte er der Musterung einiger Regimenter bei, wo er sich die Namen der einzelnen Soldaten beim Vorlesen gemerkt hatte. Justus Lipsius war im Stande, die Jahrbücher des Tacitus herzusagen. Verstand, Urtheilskraft und Gedächtniß sind für den Gelehrten, wie für den Ungelehrten, gleich unentbehrlich.

## Wärme und Kälte.

Was warm und was kalt ist, glaubt Jedermann zu wissen, und doch läuft bei Manchem ein Irrthum mitunter, da der Körper, den er beim Anfühlen für kälter oder für wärmer hält, es nicht an sich ist, sondern ihm nur so erscheint, je nachdem er dem ihn anführenden, berührenden, schnell oder langsam die Wärme entzieht oder mittheilt. Wir wollen die Sache gleich deutlich machen. Wenn Jemand des Winters in eine Stube kommt, so haben alle darin befindlichen Gegenstände einerlei Temperatur, d. h. der eiserne Ofen ist nicht kälter, als der hölzerne Tisch und der wollene Teppich. Aber jetzt gehe Einer mit bloßen Füßen auf den Teppich, und er wird nicht viel von Kälte fühlen. Er trete auf die bloßen Dielen; diese werden ihm schon kälter zu seyn dünken. Ist ein Estrich da, so kältert es noch mehr, und fände sich eine eiserne Platte irgendwo vor, so würde das Gefühl der Kälte kaum zu ertragen seyn; und doch ist die letztere an sich nicht kälter, als der Teppich. Aber es ist ein kleiner Unterschied, der sie dem Gefühle am kältesten erscheinen läßt. Der Teppich ist der schlechteste, das Eisen der beste Wärmeleiter. Jener nimmt also die Wärme aus dem nackten Fuße am langsamsten auf und läßt sie am wenigsten hindurch, dieses entzieht sie ihm am geschwindesten, läßt sie am schnellsten hindurch und erregt in uns so das auffallende Gefühl der Kälte. Mit der Wärme verhält es sich eben so. In einem Siedehause, wo die Hitze des menschlichen Blutes beikommt (30 Grad Réaumur.), werden alle darin befindlichen Gegenstände einen gleichen Grad Wärme erhalten, und wenn wir da den Teppich, die Dielen, das Estrich, die Eisenplatte anfühlen, keinen Unterschied merken. Aber wir wollen annehmen, daß die Hitze über die Blutwärme erhöht seyn soll. Wenn wir dann den Teppich anfühlen, so kommt er uns am kältesten vor, denn weil er der schlechteste Wärmeleiter ist, mithin die ihm abgegebene Wärme unserer Haut am langsamsten mittheilt, so wird er in dem Maße kühler anzufühlen seyn, in welchem er umgekehrt den Falls wärmer schien. Das Holz wird sich dann schon heißer, das Estrich noch mehr und das Eisen bis zum Verbrennen heiß anfühlen lassen. Geben wir ein Bund Wolle und eine Eisenplatte einer sibirischen Kälte preis, so haben beide an sich einerlei Temperatur. Aber weil sie in verschiedenem Grade die Wärme leiten, so kann man jene unbedenklich angreifen, die letztere dagegen würde gleich der Hand die Wärme so schnell entziehen, daß unvermeidlich Zerstörung erfolgte. Wollen wir beide auf einen Ofen legen, daß beide gleich viel Hitze annehmen, so ist jenes beim Angreifen dennoch kühl und diese glühend heiß anzufühlen. Was gegen die Kälte schützt, hilft auch gegen die Wärme, sagt das Sprichwort, und es ist auch unter gewissen Umständen vollkommen wahr. Auf welche Weise, lehrt diese Darstellung: Kleidungsstücke wärmen nämlich nicht an sich, sondern indem sie die Wärme des Körpers nicht, oder doch sehr wenig fortgehen (wollene, Pelzkleidung), oder sie nicht unmittelbar von außen her auf ihn einströmen lassen.

Die amerikanische Agave.  
(Agave Americana.)

Die amerikanische Agave, oder Maguey, welche man von den Gärtnern gewöhnlich Aloe nennen hört, obgleich sie sich durch die Gestalt ihrer Blüten sehr von ihr unterscheidet, wird besonders in den Staaten von Mexiko (Mejiko) wild wachsend gefun-

den, kam im Jahre 1561 nach Europa und wird wegen ihrer schönen Blüten nicht nur häufig in Gewächshäusern gezogen, sondern sogar in Spanien, Portugal, dem südlichsten Italien, auf Sizilien und auf Elba zu Hecken und Zäunen angepflanzt.

Ihre dicken, stacheligen Blätter kommen unmittelbar aus der Wurzel hervor, stehen sehr dicht neben einander und erreichen nicht selten eine Länge von 6 Fuß. Später treibt die Wurzel einen Stengel hervor, der eine ungeheure Blumenrispe bildet, und einen Durchmesser von 5 Zoll und eine Höhe von 30—40 Fuß erlangt. Oben breitet er sich in Aeste aus, die, wie die Arme der Kronleuchter, pyramidenförmig in die Höhe laufen und an ihren Enden die trichterförmigen, grünlichgelben, wohlriechenden Blüten tragen.

Diese amerikanische Agave kommt sehr spät zur Blüthe; sonst glaubte man sogar, sie blühe nur alle hundert Jahre, bis nicht nur Reisende diese lange Blüthenzeit auf höchstens 20—30 Jahre herabsetzten, sondern auch sogar in Deutschland erzogene Agaven die Aussage derselben bestätigten. Immer gehört aber doch eine blühende Agave bei uns zu einer großen Seltenheit und Freunde der Natur scheuen daher wohl selbst eine kleine Reise nicht, um das herrliche Schauspiel einer blühenden Agave zu sehen.

Für die Amerikaner ist sie aber von einem noch weit höhern Werthe, indem man sie dort nicht sowohl als eine prächtige Zierpflanze pflegt, sondern vielmehr in allen ihren Theilen zu benutzen weiß. Die Blätter vertreten die Stelle des Hanfs und der ägyptischen Papyrus-Staube und auch das Papier, worauf die alten Mexikaner ihre hieroglyphischen Figuren malten, wurde aus ihren Fasern bereitet, nachdem man diese macerirt und in Lagen geordnet hatte. Die Stacheln der Blätter dienten sonst den Indianern als Nadeln und Nägel, und ihre Priester gebrauchten sie als Marterwerkzeuge, mit denen sie sich bei ihren Sühnopfern Brust und Arme verwundeten. Ganz besonders weiß man aber auch ihren zuckerartigen Saft zu schätzen und ein sehr beliebtes Getränk aus ihm zu bereiten. Herr von Humboldt, der die schönsten Agavepflanzen im Thale von Toluca (im Staate Mexiko) und in der Ebene von Cholula (im Staate Puebla) fand, beschreibt die Verfahrungsweise bei der Gewinnung dieses Saftes und der Bereitung jenes Getränks auf folgende Weise: da die Agave ihren zuckerreichen Saft bloß zur Blüthenzeit erhält, so erwartet man ängstlich diese Zeit. In den genannten Gegenden fangen schon mit dem achten Jahre die Blüten an sich zu entwickeln, und geschieht dies nun wirklich, so schneidet man die mittelsten Blätterbüschel ab, erweitert nach und nach die Wunde und bedeckt sie mit den Blättern, indem diese fest angezogen und oben zusammengebunden werden. In dieser Wunde scheinen nun die Pflanzengefäße ihren Saft abzusetzen, der, hätte man der Natur ihren Gang verfolgen lassen, zu den Blüten verwendet worden wäre. Gewöhnlich fließt er zwei bis drei Monate hindurch, und die Indianer nehmen ihn jeden Tag drei bis vier Mal weg. Eine starke, kräftige Pflanze, obgleich die Pflanzungen gewöhnlich den dürresten, unfruchtbarsten Boden einnehmen, giebt nicht selten vier bis fünf Monate hindurch täglich 454 Kubitzoll Saft. — Dieser Saft hat einen angenehmen, säuerlichen Geschmack und kommt, da er viel Schleim und Zucker enthält, so bald zur Gährung, daß in drei bis vier Tagen der Gährungsprozeß schon beendigt ist, und man nun ein ciderartiges Getränk erhält, das Pulque (Pulke) genannt

wird. Die Europäer, welche sich an den äußerst unangenehmen Geruch dieses Getränkes gewöhnt haben, ziehen es, zumal da es zugleich ein belebendes und stärkendes Magenmittel ist, allen andern Getränken vor. — In einigen Distrikten bereitet man auch einen sehr berausenden Branntwein, Mexical genannt, in großen Quantitäten aus diesem Saft.



Die amerikanische Agave.

### W o c h e.

Am 7. December 1793 wurde die berühmte Gräfin Dubarry, vormalige Maitresse Ludwig's XV. von Frankreich, wegen angeblicher Verschwörung gegen die Republik enthauptet.

Am 8. December 1792 endete der von jedem Freunde der Tonkunst gewiß hochgeehrte Komponist, Ernst Wilhelm Wolf, Kapellmeister zu Weimar. Er war ein echtes musikalisches Genie und in seinen Compositionen herrscht wahre Laune und Originalität. Er war nach dem bekannten Hiller einer der Ersten, der die deutsche Operette mit ausgezeichnetem Glücke bearbeitete. Seine dramatischen Werke haben größtentheils natürliches Leben, Anmuth, Charakter, Wahrheit, Freundlichkeit und eine gewisse Popularität, die geradehin die Empfindung anspricht und ihm das Verdienst eines gebildeten Volkskomponisten geben. „Die Dorfdeputirten,“ „die treuen Köhler,“ „das Gärtnermädchen,“ und mehrere andere seiner Operetten gefielen sonst allgemein. Seine Sonaten und Konzerte für's Klavier werden so lange für geistreich und vortreflich gehalten werden, als echter musikalischer Geschmack herrschen wird. Was seine Lebensverhältnisse betrifft, so genüge Folgendes: er wurde im Jahre 1735 zu Großen-

Behringen, unweit Gotha, wo sein Vater Förster war, geboren, und bezugte, wie Mozart, schon im vierten Jahre sein musikalisches Talent, spielte im siebenten Jahre fertig die Orgel, und ging auf die Schule nach Eisenach, wo er sich größtentheils seinen Unterhalt durch Unterricht in der Musik erwarb. Nach einigen Studien zu Jena ward er von der Herzogin Amalia zu Weimar angestellt. Wiederholte Auerbietungen von Berlin und Hamburg schlug er aus.

Am 9. December 1798 schloß Johann Reinhold Forster in einem Alter von 69 Jahren sein Leben. Er wurde geboren am 22. Oktober 1729 zu Dirschau in Westpreußen. Mit 15 Jahren kam er in das Joachimsthalsche Institut nach Berlin, studirte dann zu Halle und erwarb sich die ausgebreitetsten Kenntnisse in alten und neuen Sprachen — er sprach und schrieb in der letzten Zeit 17 Sprachen — in der Geschichts- und Erdkunde. 1753 nahm er seinem Vater zu Liebe eine wenig einträgliche Predigerstelle bei der reformirten Gemeinde zu Massenhuben bei Danzig an, ging hierauf nach Rußland, und als er hier seine Erwartungen völlig getäuscht sah, 1766 nach England, wo er sich durch literarische Arbeiten nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse für sich und seine zahlreiche Familie verschaffte. In den Jahren 1772 — 1775 begleitete er den englischen Kapitän Cook, über dessen Lebensverhältnisse wir früher berichtet haben, auf seiner zweiten Entdeckungsreise; worauf er bald, auch von England nicht würdig belohnt, von Friedrich II. 1780 nach Halle als Professor der Naturgeschichte berufen wurde, daselbst aber nicht in den angenehmsten Verhältnissen bis zu seinem Tode lebte. Bekannt ist sein Sohn, Georg, der den Vater auf vielen seiner Reisen begleitete, und sie beschrieben hat.

Am 10. December 1402 wurde durch eine Bulle des Papstes Bonifacius IX. auf Antrag des Bischofs Johannes von Cylossstein nach dem Wunsche seines Vorgängers Gerhard, Graf von Schwarzburg, die Universität zu Würzburg errichtet, die jedoch schon nach Johannes Ableben, welches 1411 erfolgte, sich wieder auflöste, und ihre Lehrer und Schüler begaben sich größtentheils nach Erfurt.

Am 11. December 1806 schloß Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, zu Posen mit Napoleon Frieden, in welchem er die Krönungskrone annahm und dem unter Napoleon's Protektorate stehenden Rheinbunde beitrug.

Am 12. December 1553 verordnete Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in seinem Testamente: daß seine drei Söhne sein Land ungetheilt regieren und in ihren politischen Verbindungen behutsam und umsichtig verfahren sollten.

Am 13. December 1250 starb in den Armen seines geliebtesten Sohnes Manfred, Friedrich II. auf seinem Schlosse Fiorentino in Kapitanata. Er war ein gelehrter, tapferer und staatskluger Kaiser von Deutschland und König von Sicilien, der Sohn des Kaisers Heinrich VI. und sizilianischen Prinzessin Konstantia, geboren den 26. Decbr. 1194 zu Jesi in der italienischen Mark Ancona. Er regierte zuerst in Neapel und Sicilien (1209), dann auch als Gegenkaiser Dito's IV. und nach dessen Ableben allein. Von ihm wurde das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg gestiftet, Sicherheit und Wissenschaft, auch besonders deutsche Sprach-, Reim- und Singekunst gefördert.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.  
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.